

Mit Verve in den Abgrund

Peter Konwitschny inszeniert „Pique Dame“ in Graz

Er kann's noch. Seit Peter Konwitschny 2008 zum Chefregisseur der Leipziger Oper berufen wurde, sahen ihn manche als Hausmeister im eigenen Museum verschwinden. Doch zum einen bringt er dort, wenn auch nicht alles glänzt, manche interessante Inszenierung zustande, zum anderen bleibt ihm die Flucht an andere Häuser, denen er teils längerfristig verbunden ist. Eines davon ist die Oper in Graz. Anfangs des Jahres brachte er hier eine spannende „Traviata“ heraus, nun folgte Tschaikowskys „Pique Dame“ – freilich auch dies eine Koproduktion mit der Oper Leipzig, doch die Steirer haben das Recht der ersten Nacht.

Das Problem Konwitschnys ist, dass er viel zu oft mit seinen Inszenierungen die Sicht auf ein Werk, und mit dem Werk die Sicht auf unsere Gegenwart verändert hat. Bringt er dann einmal nicht entscheidend Neues, sind alle enttäuscht. Auch seine „Pique Dame“ erzählt nichts, was man sich nicht schon über dieses grandiose Werk gedacht haben könnte. Aber muss es das? Reicht es nicht, dass es gutes Theater ist? Wirklich Theater, sehr schön gespielt, kurzweilig und auch klug, garniert mit ein paar szenischen Konwitschny-Idiosynkrasien, von denen man nicht alle bräuchte.

Konwitschny begreift Opersujets zunehmend als Geschichten von Außenseitern. Bei Tschaikowsky kommt noch hinzu, dass sich das Nonkonforme aus dem Leben des Komponisten, nämlich seine verdeckte Homosexualität, selbst erklären lässt. Wenn Konwitschny also Her-

Nur für drei Figuren hat Tschaikowsky echte, tiefe Gefühle auskomponiert

mann und Lisa am Rande der Gesellschaft dem Abgrund entgegen torkeln lässt, so meint er damit auch die Leidenschaft, die Tschaikowsky in den Tod trieb. Gottlob aber, ohne dies zu betonen.

Dafür reicht die Musik allein. Tschaikowsky schrieb hier Chorszenen, die banal von trivialem Glück künden und bei Konwitschny zum Aufmarsch sozialistischer, dumm-fröhlicher Kindermädchen werden. Echte, tiefe Gefühle komponierte er nur für drei Figuren: für Lisa, die Hermann wirklich liebt, für Hermann, der Lisa zu lieben glaubt und doch nur über sie an das Geheimnis dreier glückbringender Spielkarten, das ihre Großmutter hütet, herankommen will, für Fürst Jeletzki, der Lisa wiederum herzlich liebt, aber darin machtlos bleibt. Jeletzki ergreifende Arie am Rande des Maskenballs im zweiten Akt ist Ausdruck tiefer Zuneigung, frei von Hermanns Fieberwahn und von André Schuens so berührend gesungen, dass Konwitschny einiges an szenischem Mummenschanz aufblies muss, um dieses Moment in seiner Ehrlichkeit zu desavouieren. Wenn einer aus der Mitte der Gesellschaft zu einem echten Gefühl fähig wäre, erhalte das Hohelied auf die Außen-seiter unerwünschte Zwischenfälle.

Konwitschny liebt seine Sängerdarsteller. Mit Asmik Grigorian hat er eine Lisa so recht nach Tschaikowskys Geschmack, der immer echte Menschen auf der Bühne haben wollte. Sie singt und spielt sehr überzeugend das junge Mädchen, das, aus einer Höheren-Töchter-Schule kommend, für kurze Zeit das Leben findet – das Motiv ist vage aus der Romanvorlage herausgefiltert, auch wenn Lisa bei Puschkin nicht die Rolle spielt wie in der Oper. August Amonov verkörpert den Herrmann am Rande des Irrsinnigen, trunken, unverschämte und wild – das Barock-Ballett im zweiten Akt zerstört er, indem er davon erzählt, dass es Tschaikowsky nur auf Druck der Operndirektion komponierte. Der Tod ist in Gestalt der schönen Nazanin Ezazi (eigentlich das Dienstmädchen Mascha) szenisch in dem grauverhängten Raum so allgegenwärtig wie in der Partitur, durch die sich Tecwyn Evans mit dem Grazer Philharmonischen Orchester leidenschaftlich pflegt, plastisch Wahn und Liebe auskostend. EGBERT THOLL



Unter der Hülle ganz aus Holz: Die Neue Monte Rosa Hütte von ETH-Studio Monte Rosa mit Bearth & Deplazes Architekten AG Foto: Tonatiuh Ambrosetti

Nachhaltig, preiswert, variabel

Eine Ausstellung in München zeigt das enorme Zukunftspotential des uralten Baustoffs Holz

Wer an ein Holzhaus denkt, der macht einen Ausflug aufs Land: Bilder von gemütlichen Feriendomizilen fallen da ein, mit großem Kamin, heimeligem Holzboden und draußen vor dem Fenster nichts als die grüne Weite. So erholsam für jeden Städter diese Vorstellung vom Leben in der architektonischen Idylle sein mag, für die Zukunft ist sie eher von Nachteil. Denn das Vorurteil macht Holz noch immer zum Provinzler unter den Baustoffen – und nicht zum Hoffnungsträger für urbanes Bauen.

Warum der uralte Baustoff diese Rolle tatsächlich verdient hat und welche Aufgaben er in Zukunft übernehmen kann, das zeigt jetzt, passend zum „Internationalen Jahr der Wälder“, eine Ausstellung des Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne – sie spart das Thema der Einfamilienhäuser und Ferienchalets bewusst aus – höchst anschaulich. Anschaulich nicht nur, weil der erste Ausstellungsraum einmal längs durch eine gewaltige Fichte durchschnitten wird, sondern auch weil viele der 52 vorgestellten Projekte anhand von Architekturmodellen studiert werden können, weil eine Art wandfüllendes Mosaik all die unterschiedlichen Baustoffe, die aus Holz gewonnen werden – von Holzfasern bis zu OSB-Platten –, zeigt, und schließlich, weil gleich zu Beginn der Ausstellung dem Besucher ein paar interessante Zahlen mitgegeben werden, die das Potential des nachwachsenden Baustoffs gerade hierzulande sichtbar machen.

So steht Deutschland – noch vor Schweden und Finnland – mit 3381 Millionen Kubikmeter Holzvorräten an der Spitze Europas, als Schlusslicht rangiert Spanien mit nicht einmal einem Fünftel davon. Jährlich wächst der deutsche

Wald um etwa 80 Millionen Kubikmeter, wovon 70 Millionen Kubikmeter geerntet werden. Schon etwas mehr als ein Drittel davon würde ausreichen, um alle Neubauten, die in Deutschland jährlich entstehen, aus Holz zu errichten. Wohlgeachtet handelt es sich dabei nicht um seltene Hölzer aus Urwaldreservaten, sondern um bewirtschaftete Kulturwälder – vor allem mit Fichte, Kiefer, Buche und Eiche. Seit 250 Jahren gibt es überwiegend diese Sorte Wald in Europa. Der seit ein paar Jahren überall und inflationär angewandte Begriff der Nachhaltigkeit kommt aus dem Forstwesen.

Nachhaltig ist auch der Baustoff an sich: Während der Baum wächst, speichert er Kohlenstoffdioxid. Ein Kubikmeter Holz bindet eine Tonne CO₂. Holzhäuser sind damit gewaltige CO₂-Spei-

Auch acht- oder mehrgeschossige Häuser können mit Holz errichtet werden

cher. Außerdem benötigt Holz – im Gegensatz zu Glas oder Stahl – kaum Energie, bis es als Baustoff eingesetzt werden kann. Weil bei der Holzbauteilherstellung viel weniger Energie verbraucht wird, verkürzt sich die Zeit auf der Baustelle enorm. Das ist gerade beim Bauen in der Stadt, aber auch auf schwierigem Terrain wie in 2883 Metern Höhe bei der Neuen Monte Rosa Hütte in der Schweiz von Vorteil. Auch der Energieaufwand im Fall der Wiederverwertung ist klein, und ein Entsorgungsproblem stellt sich beim Holz auch nicht, wohingegen so mancher Heilsbringer der Baustoffindustrie aus dem 20. Jahrhundert nur als Sondermüll

entsorgt werden darf. Nicht zuletzt schafft abgeschlagenes Holz Platz für neue Bäume, der Kreislauf kann von vorne beginnen. Das Klimaentlastungspotential der Holzbauteile liegt damit, wie fünf Beispiele in der Ausstellung vorrechnen, bei 30 bis sogar 70 Prozent im Vergleich zu Bauten, die mit der Standardbauweise entstanden sind.

Wer sich jetzt fragt, warum Holz dann nicht schon längst in unsere Städte im großen Stil eingezogen ist – jenseits vom Fußboden, der Fassade oder der Dachdämmung –, der stößt gleich auf eine Vielzahl von Gründen: Zum einen ist es das eingangs erwähnte Klischee, das viele angehende Architekten schon an der Uni den Holzbau für sich ausschließen lässt – wenn sie sich denn überhaupt darauf spezialisieren können. München besitzt den einzigen Lehrstuhl für Holzbau und Baukonstruktion in ganz Europa. Zum anderen sind es aber auch die gerade in Deutschland rigiden Bau- und insbesondere Brandschutzvorschriften, die das Holzhaus in die Nische der Zweigeschossigkeit verbannt haben. Die Einsicht, dass es da nicht unbedingt hingehört, sickert zwar langsam durch, aber Architekten, die deutlich höher hinaus wollen, haben immer noch ein zähes Ringen mit deutschen Baubehörden vor sich.

Dabei zeigen bereits verwirklichte Entwürfe – etwa das achtgeschossige Wohn- und Bürogebäude in Bad Aibling von der Schankula Architekten oder das siebengeschossige Wohnhaus in Berlin von Kaden Klingbeil –, dass auch mit Holz mehr Stockwerke drin sind und die Häuser damit wunderbar ins städtische Umfeld passen. Im Jahr 2008 war das Berliner Projekt das erste siebengeschossige Holzgebäude in urbanem Kontext in ganz Mit-

teleuropa. Das Forschungsprojekt Life Cycle Tower will nun mit anvisierten 20 Geschossen zeigen, dass Bauen mit dem brennbaren Material auch in der Hochhauskategorie, also höher als acht Stockwerke, möglich ist.

Währenddessen machen sich immer mehr Architekten daran – mit Hilfe von computergestützter Berechnungs- und Fertigungsmethoden – das Holz aus der Einfamilienhausercke zu befreien. Sie bauen damit große Güterbahnhöfe, Museen oder Messehallen. Oft fällt erst auf

Die riesige Dachkonstruktion des Centre Pompidou in Metz wurde aus Holz gebaut

den zweiten Blick auf, dass hier tatsächlich mit einem natürlichen Baustoff gearbeitet wurde. Wie formbar Holz tatsächlich sein kann, zeigen außerdem so gigantische filigrane Zeltdachkonstruktionen wie die Multihalle für die Bundesgartenschau in Mannheim von 1975, der Odate Dome von Toyo Ito aus dem Jahr 1997 oder das Expo-Dach von 2000 in Hannover. Prominentestes Beispiel aus jüngster Zeit dürfte die Dachkonstruktion des japanischen Architekten Shigeru Ban für das Centre Pompidou in Metz sein: ein kunstvoll gekreuztes Flächentragwerk, das sich über das Museum spannt wie ein wundersamer Riesenpilz. Provinziell ist das nun wirklich nicht mehr.

LAURA WEISSMÜLLER

„Bauen mit Holz – Wege in die Zukunft“, Architektur Museum TUM, Pinakothek der Moderne, bis 5. Februar, Informationen unter www.architekturmuseum.de

Süddeutsche Zeitung Bibliothek

Bibliothek des Humors 6

Leichte Spannungen auf dem Balkan

P. G. Wodehouse: „Der unvergleichliche Jeeves“

Ob es nun ein Roman ist oder eine Sammlung zusammenhängender Kurzgeschichten, ist unerheblich. Pelham Grenville Wodehouse, 1881 in Guilford geboren, liebte die kleine Form, schrieb fast 100 Erzählbände, daneben auch Dramen, Drehbücher und sogar Musicals. *The Inimitable Jeeves* – der unnachahmliche Jeeves oder „Der unvergleichliche Jeeves“, wie er von Fred Schmitz elegant übersetzt wurde, erschien erst 1995 auf deutsch. Das erstaunt, denn er ist einer jener Erzählromane, die exakt das abbilden, was man in Deutschland als englischen Humor versteht und bewundert. Dazu gehört auch ein unerschütterliches Weltmachtgefühl: „Was Neues in der Zeitung?“ – „Leichte Spannungen auf dem Balkan, Sir.“ Dabei lauern in den wichtigsten Details die abgründigsten Tragödien, in der harmlosesten Höflichkeit ist die schwärzeste Bosheit versteckt und in den routiniertesten Dialogphrasen schlummert wärmste Menschlichkeit. Der Schluss kennzeichnet gerade dies aufs Anschaulichste: „Jeeves!“ – „Sir?“ – „Ach nichts“, sagte ich. – „Sehr wohl, Sir“, sagte Jeeves.“

Man kennt sich, versteht sich, ja bewundert sich sogar gegenseitig. Der reiche Junggeselle Bertie Wooster staunt über die Fähigkeiten seines Butlers Jeeves, der exakt zwei Minuten nach dem instinktsicher erahnten Erwachen seines Herrn den Tee bringt, der darüberhinaus den sichersten Einsatz beim Pferderennen weiß und allein schon deshalb realiter in den Rang eines Hausphilosophen aufsteigt. Allerdings einer, der sich seiner Rolle nicht nur bewusst ist, sondern sie geradezu lustvoll praktiziert. Selbst wenn Wooster einmal in bester Vormittagslaune etwas vertraulicher werden will, behält Jeeves Contenance, ja, er scheint seinen Stand geradezu zu verteidigen, als der Hausherr mit ungebührlichem Smalltalk aufwartet: „Sie hatten recht mit dem Wetter. Ein herrlicher Morgen.“ – „Ganz entschieden, Sir.“ – „Frühling und so.“ – „Ja, Sir.“ – „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden belebenden Blick...“



P. G. Wodehouse Foto: Picture Alliance/Photoshot

„Das entspricht auch meiner Kenntnis, Sir.“ Eleganter kann man solchen Angriff auf die Integrität kaum abwehren.

Dennoch war Wodehouse nicht anachronistisch, weder in seiner Literatur, noch im realen Leben. Er pflegte vielmehr eine zeitlos pragmatische Lebensweise. 1934 übersiedelte er nach Frankreich, um der britisch-amerikanischen Doppelbesteuerung zu entgehen, kam nach Kriegsbeginn in ein deutsches Internierungslager in Oberschlesien, traf dort auf einen Lagerkommandanten, der ihn bewunderte, ihn schreiben ließ, schließlich sogar nach Berlin weiterleitete, wo er im Hotel Adlon untergebracht wurde und für Propagandazwecke eingesetzt werden sollte. Dies warfen ihm seine englischen Landsleute nach dem Krieg vor, worauf er nach Nordamerika übersiedelte und US-Bürger wurde. Was wiederum die Briten nicht hinderte, ihm kurz vor seinem Tod den Order of the British Empire zu verleihen. HELMUT MAURÓ

LOEWE.



„3D ist faszinierend. Und jetzt auch überzeugend.“

Wim Wenders

Erleben auch Sie dreidimensionales Fernsehen in Perfektion. Mit den 3D Home Cinema Systemen von Loewe. Sichern Sie sich jetzt eine exklusive 3D-Vorführung – bei Ihrem Loewe Fachhandelspartner oder auf www.loewe.de

